

Gastkolumne

Wo Trump und Obama derselben Ansicht sind

Die USA verfolgen wieder ihre alte, isolationistische Aussenpolitik. Europa sollte sich darauf endlich vorbereiten



Paul Widmer

Der US-Präsident Donald Trump brüskiert seine Partner nach Lust und Laune. Jüngst waren Deutschland, Grossbritannien und die Nato an der Reihe. Mutwillig gefährdet er das transatlantische Bündnis. Das erkennt jeder. Aber lassen wir uns nicht täuschen. Der unflätige Trump ist nur Teil des Problems.

Was sich hier abspielt, reicht weit über Trump hinaus. Wir haben es mit einer Zeitenwende zu tun. Diese hat verschiedene Verursacher: Europäer, die ihre Verteidigung seit langem nicht mehr ernst nehmen; Amerikaner, die die Zusatzbürde für die Europäer nicht mehr schultern wollen und eine aussenpolitische Strategie der beiden US-Präsidenten Barack Obama und Donald Trump, die eine neue Lastenverteilung erzwingen möchte.

Obama und Trump im gleichen Boot? Ich höre schon den Aufschrei von Obamas Bewunderern. Unerhört, rufen sie, Obama habe doch in der Aussenpolitik das pure Gegenteil von Trump betrieben. Ja, das stimmt, aber nur auf einigen Feldern, etwa in der Klimapolitik oder im Umgang mit Iran. Kratzt man tiefer, kommen mehr Gemeinsamkeiten zum Vorschein, als einem lieb sein kann. Wo denn?

Beide sind im Grunde Isolationisten, wollen die Verantwortung für den Weltfriede-

den abschütteln. Obama suchte die US-Truppen aus dem Irak und aus Afghanistan zurückzuziehen. Er weigerte sich, in Syrien einzumarschieren. Auch in Libyen begnügte er sich mit einer zweitrangigen Rolle. Er wollte bloss noch «von hinten her führen», mit eng begrenzten militärischen Einsätzen von aussen her, ohne Bodentruppen. Man nennt das eine Off-shore-Strategie.

Von dieser Strategie, würde man meinen, hebt sich Trumps Schlachtruf «America first» radikal ab. Auf den ersten Blick gewiss. Wie eine Dampfwalze rollt Trump jeglichen Einspruch gegen seinen Führungsanspruch platt. Auf den zweiten Blick sieht es anders aus. Im Grunde besagt Trumps Slogan dasselbe wie Obamas Off-shore-Strategie: Solange die amerikanischen Interessen nicht direkt gefährdet sind, greifen die USA nicht massiv ins Weltgeschehen ein. Andere sollen einspringen. «America first» heisst: Washington kümmert sich zuerst um sich selbst und erst dann um den Rest der Welt.

Wenn zwei derart ungleiche Präsidenten wie Obama und Trump aussenpolitisch am gleichen Strick ziehen, muss sich Europa warm anziehen. Alles spricht dafür, dass auch der nächste Präsident, egal, ob Republikaner oder Demokrat, die Obama-Trump-Strategie des aussenpolitischen Rückzugs fortsetzen wird. Selbst von einem Bernie Sanders wäre nichts anderes zu erwarten. Die USA sind zu ihrer traditionellen Aussenpolitik zurückgekehrt. Diese ist überwiegend isolationistisch. Die lange Phase nach dem Zweiten Weltkrieg war die grosse Ausnahme. Damit ist nun Schluss.

Europa wollte die Zeichen des Wandels lange nicht erkennen. Die Nato ist eines der erfolgreichsten Bündnisse in der Geschichte. Aber mit dem Zusammenbruch der Sowjet-



Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion hatte die Nato ihre Mission erfüllt.

union hatte die Nato ihre Mission erfüllt - und auch ihre Raison d'être verwirkt. Doch das wollte man nicht wahrhaben. Ersatzaufgaben wie der Angriffskrieg auf Serbien und Einsätze im fernen Afghanistan können nicht darüber hinwegtäuschen - und Schönwetter-Konstrukte wie die Partnerschaft für den Frieden, an der sich auch die Schweiz beteiligt, schon gar nicht.

Auch glaubten die Europäer, die amerikanischen Bündnispartner würden nach dem Ende des Kalten Krieges weiterhin die militärische Hauptlast tragen, sie selber könnten die Verteidigungshaushalte zusammenstreichen und das Ersparnis als Friedensdividenden in den Ausbau ihrer Wohlfahrtsstaaten stecken. Die USA sahen das nicht so. Jeder amerikanische Präsident seit Ronald Reagan kritisierte die geringen europäischen Verteidigungsausgaben, einmal in milderer, einmal in schärferen Tönen. Aber Trump ist der erste, der nicht nur zuredet, sondern mit der Faust auf den Tisch klopft.

Was tun? Europa ist nicht mehr der privilegierte Partner der USA. Washington hört heute mehr auf das autoritative Wort aus Peking als auf das Pfeifkonzert aus Brüssel. Das sollte man endlich einsehen und die Konsequenzen daraus ziehen. Statt endlos zu regulieren, muss die Europäische Union schleunigst beweisen, dass sie noch die Kraft hat zu grossen Gemeinschaftsprojekten. Sie muss jene beiden Aufgaben meistern, ohne die es keine Souveränität gibt: die eigene Verteidigung und den Schutz der Aussengrenzen. Aber das anzupacken ist eben schwieriger, als über den unflätigen Trump zu jammern.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt an der Universität St. Gallen.

Medienkritik

Ein Hoch auf die Normalbürger



Ronnie Grob

Am Mittwoch zeigte das SRF die erste Folge der zweiten Staffel von «Wir sind die Schweiz». Zusammen mit RTS, RSI und RTR hatte das SRF vier Arbeitnehmer einen Tag lang durch ihr Leben begleitet: einen Kondukteur aus Genf, ein Zimmermädchen aus Luzern, die Leiterin einer Volg-Filiale in Laax sowie einen Wirt, der im Tessiner Kantonsrat sitzt.

Den Programmauftrag, den die Konzeption dem Fernsehen vorgibt, nämlich, «das Verständnis, den Zusammenhalt und den Austausch unter den Landesteilen, Sprachgemeinschaften, Kulturen, Religionen und den gesellschaftlichen Gruppierungen» zu fördern, erfüllt das SRF damit sehr gut. Für einen sonnigen Sommerabend waren die Quoten nicht einmal schlecht - sie bewegten sich im Rahmen des Sommerkrimis am Abend vorher.

«Wir sind die Schweiz» erinnert daran, dass der Alltag von Leuten, die nicht Politiker, Professor oder Mediensprecher sind, in den Medien kaum vorkommt. Die Millionen von Menschen, die jeden Tag zur Arbeit gehen, ihren Job gern und gut machen und so die Volkswirtschaft in Schwung halten, werden meistens sträflich ignoriert. Die Journalisten kümmern sich vor allem um die Ausreisser von der Normalität, um den vierfachen Mörder von Rapperswil etwa oder um den viele Betreuer beschäftigenden «Carlos».

Dass einfache Arbeitnehmer in den Medien kaum zu Wort kommen, hat auch mit der Kontrollwut der immer mächtiger werdenden Medienstellen zu tun. Als der «Blick» etwa vor einiger Zeit ein Interview machen wollte mit einer Aargauer Lokführerin, auf deren Zug ein Kran gefallen war, lehnte es die SBB-Medienstelle ab, den Kontakt zu ihr herzustellen. Die Angst von Kommunikationsverantwortlichen, ein Mitarbeiter könne etwas nicht zu hundert Prozent Medientaugliches sagen, ist riesig. Der «Blick» fand den Kontakt dennoch. Das Interview war hervorragend.

Ronnie Grob ist Redaktor beim «Schweizer Monat». (ronniegrob@gmail.com)

49 Prozent

Familienferien auf dem Balkan



Patrick Imhasly

Beim Besteigen der Fähre in Ancona haben sich die Söhne noch lustig gemacht über die «Fake-Marken», die die Albaner ihrer Meinung nach häufig tragen. Während der Überfahrt nach Durrës waren sie schwer beeindruckt vom Gemeinsinn und der Fröhlichkeit der Albaner, die auf dem Weg in die Sommerferien in ihrer Heimat die halbe Nacht gefeiert haben. In Albanien angekommen, haben die beiden nur noch gestaunt, angesichts der weltweit wohl einmalig hohen Dichte an - gebrauchten - Mercedes- und BMW-Karossen sowie der Villen im Zuckerbäckerstil, mit der sich die Reichen hier gerne ein Denkmal setzen.

Sei es eine mehrtägige Wanderung durch die Alpen, eine ausgedehnte Velotour durch

die Schweiz oder - wie in unserem Fall - ein Roadtrip mit dem Auto durch den Balkan: Für mich gibt es keine intensivere und schönere Erfahrung im Verbund der Familie, als gemeinsam eine Reise zu unternehmen. Es fängt schon mit der Planung an: Während Monaten herrscht Vorfreude, und es darf darüber spekuliert werden, ob der Pool in der gebuchten Unterkunft wirklich so toll ist, wie er aussieht. Auf der Reise gilt es Abenteuer zu bestehen und familiäre Herausforderungen zu meistern, etwa den Koller, der aufkommen kann, wenn man während Wochen ständig auf kleinstem Raum zusammen ist. Zurück zu Hause lässt sich noch lange von den Erfahrungen zehren und in den gemeinsamen Erinnerungen schmelzen.

Auf unserer grossen Reise durch den Balkan sind wir nach Albanien, Mazedonien, Montenegro und Kroatien inzwischen in Sarajevo angelangt; Belgrad steht uns noch bevor. In Albanien sind wir während eines heftigen Gewitters beinahe von der Strasse gespült worden, und in Gesprächen mussten wir den Schock überwinden, der uns traf, als wir später an einem Motorradunfall mit tödlichem Ausgang vorbeikamen. Nachdenklich

wurde es, als unsere Söhne in der Warteschlange vor dem kroatischen Zoll vorschlugen, jeder müsse jetzt die herausragenden positiven und negativen Eigenschaften des andern auflisten. Zu meiner Person nur soviel: Papa verliere praktisch nie die Nerven - aber wenn, dann richtig, befand der Ältere. Ich bin mir immer noch nicht sicher, wie ich diese Feststellung zu bewerten habe.

Geradezu rührend war, was die beiden als Souvenir nach Hause nehmen wollten: eine klassische Balkanfrisur. Ermöglichen sollte diesen Wunsch ein Coiffeur im Pensionsalter, der sein Geschäft in einer Box am Strassenrand im Zentrum des mazedonischen Ohrid betrieb. Der Mann war zunächst etwas unsicher, weil er nach eigenem Bekunden sonst nie so junge Kunden hat. Schliesslich rasierte er den beiden mit der Maschine dann doch eine scharfe Stufe rund um den Kopf ins Haar und darunter bis auf den Schädel alles weg - die Jungs waren glücklich, der Coiffeur ebenso. Und der Zufall wollte es, dass wir den Final der Fussball-WM ausgerechnet in Kroatien verfolgen durften, im Land des Aussenseiters im grossen Endspiel. Wie erlebten eine Nation im Freudentaumel



Geradezu rührend war, was die beiden als Souvenir nach Hause nehmen wollten: eine klassische Balkanfrisur.

und machten die erstaunliche Erfahrung, dass die Kroaten erst dann so richtig zu feiern begannen, als das Spiel verloren war. Wir Schweizer hätten uns wohl in der gleichen Situation in erster Linie ob der verpassten Chance geämt.

In den Ländern des Balkans lahmt die Wirtschaft. Und auch die Narben der schrecklichen Bürgerkriege der neunziger Jahre sind nicht zu übersehen, zum Beispiel in den zerschossenen Gebäudefassaden in Mostar oder den Kriegsgräbern mitten in den Wohnquartieren von Sarajevo. Und doch hat man das Gefühl, die Region entwickle ein neues Selbstbewusstsein jenseits der alten Stigmata.

Wir haben auf unserem Roadtrip durch diesen kulturell und historisch reichen und wunderschönen Teil Europas jedenfalls grosszügige und freundliche Menschen kennengelernt, ein Gespür für Geschichte entwickelt und unseren Teamgeist in der Familie geschärft. Die Erfahrung des Balkans ist eine Erfahrung fürs Leben.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Wissen der «NZZ am Sonntag».